

Am Verlobungstage.

Kriminal-Roman von Auguste Groner.

(21. Fortsetzung.)

Wir waren es geworden war in den letzten vierundzwanzig Stunden! Die dicke Schneedecke, welche der auch hier wiederkehrende Winter neuerdings über die Erde gebreitet hatte, wies schon viele Risse und Löcher auf.

Von den Häusern und Zäunen rann das Wasser und die Bäume schüttelten, froh der sie durchströmenden Wärme, die glühenden Schneelasten ab.

Die junge Winterzeit zeigte sich wieder, und immer öfter kamen die braunen Furchen zum Vorschein, welche der Pflug gerade vor des Winters Wiederkehr gezogen hatte. Hungerige Krähen suchten in ihnen nach dem Futter, das die Sonne auf die Oberfläche der Erde lockte, und der Feldperling schwirte lustig über die Ackerbreiten hin.

Es war ein stiller, aber reger Leben in der Natur, die sich soeben ansahnte, den Winterschlaf endgültig von sich abzustütteln.

Die beiden Männer, welche sich gegenüberstanden, schauten oft auf dieses erwachende Leben hinaus. Der eine, weil es ihm ein Bedürfnis war, sich zuweilen auszuruhen von der Pein, welche seines Gegenübers Gesicht so deutlich verriet; der andere, der unglückselige Eigner dieses Gesichtes, schaute auch oft hinaus — sehnlich, denn da draußen war die Freiheit. Zwar voll verweilender Leiden, denn auch diese Freiheit barg für ihn nur noch Angst und Reue, und sie lockte ihn doch — o sie lockte ihn doch noch, denn selbst der Elendste will das Leben, und mag es noch so verdorben, für immer verdorben sein, nicht aufgeben.

O ja, die Sehnsucht, frei, weit, weit weg zu sein von all denen, die sich jetzt so sehr für ihn interessierten, die lebte ganz gewaltig stark in dem bleichen Menschen, der jetzt sich erhob und zu dem Fenster trat, das an der anderen Seite des Wagens lag.

Er schaute lange hinaus und stellte sich langsam so, daß er die Kante der Thür berührte.

So blieb er eine gute Weile stehen. Da sagte Durand: „Bemühen Sie sich nicht. Die Thüren sind beiderseits vorrichtig abgesperrt. Davon habe ich mich bereits überzeugt.“

Colmar wandte sich langsam seinem schredlichen Reifgenossen zu und sah ihn mit wuthprüdenden Augen an. „Wozu sagen Sie mir das?“ zischte er. „Weil Sie eben überlegt haben, ob Sie auf diesem Wege sich nicht von mir befreien können.“

In Colmars Gesicht war derzeit nicht mehr viel Menschliches. Er sah wie ein gefolterter Teufel aus. Er fuhr sich mit geballten Händen über die fahlen Schläfen, er brühte die Fäuste darauf, und dabei stöhnte er wie ein wundes Thier. Und dann — dann griff er plötzlich in die Innentasche seines Rockes.

„Lassen Sie das,“ sagte Durand. „Ich habe nämlich auch einen Revolver bei mir, und im Nachbarrcoupe befindet sich jemand, der genau weiß, warum ich diese Reife mache.“

Colmars Hand war schlaff niedergesunken. Einige Augenblicke lang verweilte er sich noch aufrecht zu erhalten, dann aber fiel er schwer wie ein Stein auf den hinter ihm befindlichen Sitz.

Etwas, das recht sehr einer Ohnmacht gleich, hatte ihn befallen. Aber es war keine Ohnmacht im eigentlichen Sinne des Wortes, es war nur ein plötzliches Versagen aller Kräfte, denn die unglücklichen Augen blieben offen, schauten auch Durand mit einem Ausdruck von verzweiflungsvollen Leiden an, daß sich des guten Doctors Herz vor Wuth zusammenzog.

Und als er, gleich nach Colmars Körperlichem und seelischem Zusammenbruch, schwere Thränen über dessen Wangen rollen sah, da legte er sich zu ihm, ergriß seine eistalthe Hand und sah ihm voll Theilnahme in die Augen.

„Colmar,“ sagte er herzlich, „lassen Sie uns miteinander reden. Seien Sie wahr in dieser Stunde, es wird Ihnen dann leichter werden.“

Colmar regte sich nicht, es kam kein Wort über seine Lippen, nur die großen Thränen rollten noch immer über sein Gesicht — diese Thränen, die er um der Hilflosigkeit willen weinte, in der er, schuld- und reuebeladen, seinem Untergang verfallen war.

Eine gute Weile noch lag die Gegend an den beiden vorüber, ehe wieder Leben in Colmar kam. Dann aber lag er plötzlich an Durands Brust und weinte laut und herzzerreißend.

Und in des wadernen Größens Seele hatte nun nichts mehr Raum als das tiefe Mitleid, das jeder gute Mensch für einen anderen empfindet, der ganz ohne Hoffnung, der ganz elend ist.

Er fand liebe gute Worte, die den Anselgen nach und nach aufzurichten schienen.

Colmar wurde ruhiger und schaute jetzt fast verweilt auf den, den er erst vor wenigen Tagen kennen, vor dessen Augen erst fürchten gelernt

hatte, und der nun sein fernes Gesicht in der Hand hielt, der ihn tröstete, dessen Verachtung in großem Mitleid untergegangen war und ein weiches, dankbares Lächeln erhellte sein verfallenes Gesicht.

Durand nickte ihm zu. „Ich will Ihnen über das Schwerte, über ein offenes Geständnis, so gut ich kann, hinaus helfen, und Sie — nicht wahr, Sie werden mir rückhaltlos antworten?“

„Ich werde es,“ antwortete Colmar ernst. „Es wird mir die entsetzliche Last von der Seele wälzen.“

„Sie haben König in Mülheims Haus getödtet?“

„Ja, in Mülheims Haus. In dem von den Pflanzen markirten Flurwinkel ist es geschehen. Ich wartete auf König. Auf der Treppe kam er mir nach. Er selbst zog mich in den Winkel, rief mir noch einmal, von Wägen wegzugehen und nicht mehr als Maler gelten zu wollen, widrigenfalls es schon am folgenden Morgen ganz Wien wissen würde, daß ich ein Betrüger sei, der einem großen Künstler den verdienten Ruhm gestohlen habe. Ich habe nämlich —“

Colmar hielt ein. Eine flammende Röthe hatte sich über sein Gesicht ergossen.

Durand fiel ihm rasch in die Rede. „Darüber brauchen Sie mir nichts zu berichten,“ sagte er. „Ich weiß, daß König in Concarnau war und dort aus Malachows Stützen erkannte, wer den „Aufstand polnischer Bauern“ gemalt hatte.“

„Das wissen Sie?“

„Ja. Ich war vorgestern, während Sie nach Radom fuhren, bei Nabja Kiffilen.“

Wieder flammten Colmars Wangen auf. Er senkte für eine Weile die mit Schweiß bedeckte Stirne, dann fuhr er heiser fort: „König hatte mich für den Nachmittag zu sich beschieden. Ich ging auch zu ihm. Ich ahnte nicht, daß er alles wisse, ahnte nicht, was er wolle. Ich sagte ihm, daß ich mich so schnell nicht zu meiner moralischen Selbstverrichtung entschließen könne, er solle den über mich und Malachow schon geschriebenen Artikel noch nicht an die Zeitung senden, ich würde ihm, wenn mir Abends bei Mülheims Zusammenreffen, sagen, ob ich verschwinden oder den Kampf mit ihm aufnehmen wolle. Mit ihm — ja mit ihm allein, denn daß Malachow mich nicht betrachten würde, dessen war ich sicher. Joan hatte mir ja bei Abschluß unferes Vertrags auch sein Ehrenwort gegeben, daß jedes seiner Bilder mir gehöre, daß er, solange er lebe, nur für mich malen wolle, und unser Uebereinkommen ein streng bewahrtes Geheimnis bleiben würde. Er hat freilich dieses Ehrenwort nicht gehalten. Er hat es seiner Braut gesagt, warum er niemals einen „Namen“ haben würde. Aber das wußte ich am 3. März noch nicht. Sonst hätte ich selbstverständlich Königs Rath befolgt.“

Wieder hielt der Unglückliche im Reden inne.

„König also selbst hat Sie in den Flurwinkel geführt?“ fragte Durand.

Colmar nickte. Sein Gesicht war aschfarben, er redete mit Anstrengung. „Er selber hat mich hingeführt, und als er mich einen feigen Schurken nannte, da waren meine Hände an seiner Kehle. Ich bin sehr stark, wie stark, das weiß ich eigentlich erst seit jener Nacht. Er sank unter meinen Händen zusammen. Es waren schon vor uns Gäste weggegangen. Als er niederlag, gingen eben wieder welche weg. Es war ziemlich viel Lärm im Treppenhause, so hörte es niemand, daß ich mit dem Leblofen, den ich aufgehoben hatte, durch die Thür, die dort in den Garten führt, ins Freie gelangte. Ich wußte, daß es dort, in der großen Kastanienallee, eine tiefe Grötte gibt. Dorthin trug ich König. Ich fühlte nach seinem Herzen. Es war ganz still. Ich schob ihn tief in die Grötte hinein und wälzte einen der großen Tuffsteine vor die Öffnung. Dann rannte ich zum Gitter und war bald auf der Straße.“

Colmar mußte sich die feuchte Stirn trocken. Er konnte augenblicklich überhaupt nicht weitersprechen, denn die Zähne schlugen ihm aufeinander.

Deshalb setzte Durand das größte Belohnung fort, sagte ihm, daß er absondern bis zur Elisabethbrücke fuhr, von dort zu Fuß in seine Wohnung eilte, sich dort der zum Radfahren unbenutzen Kleider entledigte, um sie mit einem kurzen Pelzrock und einer Mütze zu verpacken, und daß er danach in Königs Wohnung einen Einbruch fingirte. „Und doch nicht nur fingirte,“ sagte Durand nach einigem Nachdenken, „denn Sie wollten sich des Manuscriptes bemächtigen, das König gewiß schon geschrieben hatte, und das Ihr Verbrechen war. — Ist es so? Waren Sie auch deshalb in Königs Wohnung?“

Colmar nickte. „Auch deshalb,“ gab er kaum vernehmlich zu. „Und haben Sie die Schrift gefunden?“

„Nein. König hat sie wahrscheinlich bei sich gehabt.“

„Und hat sie noch bei sich,“ wiederholte er. „Und hat sie noch bei sich,“ wiederholte er.

Durand fuhr fort, zusammenzufassen, was dann geschah, daß Colmar, um die Täuschung voll zu machen, die Rettungsgesellschaft anrief, — denn auch der Mord mußte als in Döbling geschehen gelten. Glaube man dies, dann fiel es natürlich niemand ein, den Ermordeten im Mülheimschen Park zu suchen. „Daß vor Königs Haus Ihr Rad gestohlen wurde,“ fuhr Durand fort, „zwang Sie, auf Königs Maschine das Weite zu suchen. Sie entledigten sich dieses Rades dann bei jenem Donauimpel, in welchen Sie auch die Schmutzgegenstände warfen, die Sie ja um keinen Preis der Welt behalten hätten.“

Colmar nickte wieder. Er wunderte sich vermuthlich darüber, daß man all dies schon wußte, aber er fand es nicht der Mühe werth, dieser Verwunderung Ausdruck zu geben.

Er nickte auch nur müde dazu, als Durand bemerkte, wie es ihm nun auch aufgeklärt sei, warum Colmar all die Zeit her so feierlich gewesen und weshalb er trotz seines üblen Zustandes im Garten gemalt habe. Er habe eben nicht so sehr als Maler stundenlang in der bitteren Kälte ausgeharrt, sondern sei damals nur ein Güter seines entsetzlichen Geheimnisses gewesen.

Als in dieser Hinsicht nichts mehr klarzustellen war, fragte Durand, welche Rolle Wastli Kiffilen in Colmars Leben gespielt habe, und erfuhr, daß dieser ganz so, wie König, nämlich durch Malachows Stützen, die er vor Jahren gesehen, darauf gekommen sei, daß Bilder, deren Reproduktion in Zeitungen gewesen waren, und welche den Namen Colmars trugen, von seinem künftigen Schwager herühren mußten. Er hatte diese Entdeckung wohlweislich nur Colmar mitgeteilt. Er war auch nur um dieser Entdeckung willen nach Wien übergesiedelt, damit er Colmar immer nahe sein könne. Er hatte seit etwa einem Jahre von dieser Entdeckung die vielen Vyrusbedürfnisse, die er hatte, gedeckt.

So war auch diese Sachlage aufgeklärt.

Es herrschte danach lange Zeit Schweigen zwischen den beiden Männern. Colmar zog sein Notizbuch heraus, wartete dann, bis der Zug auf einer Station hielt und schrieb einige Zeilen in das Büchlein und setzte dann seinen Namen unter das Geheimnis.

„Genügt das?“ fragte er, das Büchlein Durand reichend.

Dieser überlas das klar und kurz abgefaßte Schuldbekenntnis des Unglücklichen und steckte das Büchlein zu sich.

Es enthielt schon viele Notizen, deren Schrift natürlich vollständig mit den zuletzt eingetragenen Zeilen gleich war.

Und wieder setzte sich der Zug in Bewegung, und wieder jagte er in der weiten Ebene dahin.

Colmar war in tiefes Sinnen versunken. Durand machte keinen Versuch, ein Gespräch zu beginnen.

Was hätten denn diese beiden auch jetzt noch besprechen können?

In Ludenburg kaufte Durand etliche Wiener Blätter. Er begann eines derselben durchzusehen. Es war ein Abendblatt. Er richtete sich nun auf, als er es entfaltet hatte. Es war eines jener Blätter, die den Geschmack des Publicums kennend und berücksichtigend, in auffallenden Ueberschriften sich hervorzuthun suchen.

Solch eine Ueberschrift war soeben Durand ins Auge gefallen. Sie lautete: „Die Leiche in der Tuffsteingrötte! Der verschwundene Doktor König aufgefunden!“

Darüber las nicht weiter. Was hätte ihm denn das Blatt noch Neues sagen können?

Er reichte es Colmar.

Der las auch die bedeutungsvolle und für ihn schließlich jetzt doch schon ganz bedeutungslose Ueberschrift und nickte gleichgültig.

Dann gab er die Zeitung an Durand zurück und griff, als er sah, daß dieser eifrig darin las, in die Tasche seines Ueberrockes, der ihm gegenüber auf dem Sitz lag.

Er zog ganz leise einen Revolver heraus, den er hinter seinem Rücken verbarg.

Er war ganz grau im Gesichte. Eben ging ein Mann, dessen Kopf verbunden war, an dem Coupe vorüber. Dessen Thür stand offen. Durand beugte sich zu ihm hinaus.

In diesem Augenblick fiel ein Schuß.

An der zweiten Thür des Coupes lag ein Mann mit durchschossener Schläfe auf dem Boden. Seine brechenden Augen sahen es noch, wie sich ein bleiches Gesicht über ihn beugte.

Gleich danach kamen noch andere Leute herein. Der Stationschef, der diensthabende Beamte und der Mann mit dem bandagierten Kopf.

Der Zug hatte nun noch einige Minuten Aufenthalt. Dann fuhr Durand allein nach Wien weiter.

Klesing hatte den Auftrag erhalten, bei der Leiche Colmars zu bleiben.

(19. Kapitel.)

Am zweiten Tage nach der Abreise der beiden Herren, also noch vor der Auffindung Königs, war ein Besuch in die Villa Mülheims gekommen, ein dafelbst von allen gern gesehener Besuch, Herr v. Eiden.

Er ließ sich vorerst bei dem Kommerzienrath melden und berichtete diesem, daß Durand telegraphisch verlangt habe, daß alle irgendwie zur Verbergung einer Leiche geeigneten Vertheilungen in der Villa und in deren Umgebung genauestens durchsucht werden sollten.

„Das begehrt Herr Durand? Ja, lieber Freund, glauben Sie denn, daß das einen Sinn hat?“ Mülheim sah recht verdrossen aus bei dieser Frage.

Der Oberpolizeirath legte ihm die Hand auf den Arm und nickte: „Was dieser Durand je gewollt, hat noch immer einen Sinn gehabt. Er hat mir nicht mitgeteilt, warum es ihm derzeit so nöthig erscheint, diese Untersuchung vorzunehmen, aber ich befürworte sie ohne weiteres. Und Sie, nun, Sie haben sich einfach seiner Anordnung zu fügen.“

„Nun, nun, ich füge mich ja, aber für meine Töchter wird die Sache schredlich peinvoll sein.“

„Sie werden Ihre Töchter entfernen.“

„Das will ich selbstverständlich thun. Wann soll es denn sein?“

„Es braucht nicht morgen früh zu geschehen.“

„Gut. Und ich werde mich auch entfernen, denn doch eine Suche ist auch mir widerwärtig.“

„Also morgen! Und jetzt bitte ich Sie, mich zu Ihren Töchtern zu führen.“

„Sie schenken uns also noch für ein Weilchen Ihre liebe Gegenwart?“

„Ich will doch auch wieder einmal meine jungen Freundinnen sehen.“

Die beiden Herren gingen nach dem Wintergarten.

Da gab es ein zugleich freudiges und trauriges Wiedersehen. Da zeigte es sich, wie lieb und herzlich der alte Herr zu trösten verstand, und wie klug er die leidvollen Gedanken Lenas auf harmlos zu lenken wußte.

Edwine aber und er tauschten einen ganz methewidig innigen Blick und Händedruck, und ganz unverständlich war es ihrem Vater, warum sie, als der alte Herr sie begrüßte, so glücklich lächelte und solche tiefe Röthe dabei ihre Wangen färbte.

„Wissen Sie, meine Damen, was ich auf dem Herzen habe?“ fragte Herr v. Eiden, als er sich bei den Mädchen niedergelassen hatte.

„Nun?“ rief Lena, und Edwine forderte ihn lebhaft auf, sich dieser sichtlich schweren Last rasch zu entledigen.

Da erzählte er ihnen von Horst v. Dorenberg, und wie gern dieser so ganz herabgekommene Edelmann wieder ein achtenswerther Mensch werden wolle, und wie wenig schwierig es sei, ihm zu helfen.

Da gab es denn ein eifriges Berathen, und daran theilhaftige sich auch der gutmüthige Kommerzienrath. Und das Resultat dieser Berathung war für Horst ein sehr günstiges. Mülheim sagte es auf die herzlichsten Worten seiner Töchter hin dem Polizeirath zu, daß er seinem Schützling einen sicheren Posten verschaffen werde.

„Meinem Schützling?“ lächelte der alte Herr. „Da irren Sie sich. Er ist weit mehr dieses Herrns Durands Schützling, und nur weil der sich so sehr für Horst interessiert, interessire auch ich mich für ihn.“

„Durand interessiert sich für diesen armen Menschen?“ Edwine hatte so gefragt, hatte sehr lebhaft so gefragt.

„Wir scheint, daß dieser Umstand keine Theilnahme an jenem armen Teufel noch erhöht,“ bemerkte ihr Vater schmunzelnd.

Da wurde Edwines Gesicht wieder roth, aber sie schlug die Augen nicht nieder, sondern schaute ihrem Vater ernst und offen ins Gesicht, als sie sagte: „Ist dir's nicht recht, Papa, daß es so ist?“

Mülheim war wohl ein wenig überrascht, aber nicht unangenehm überrascht. Es mißfiel sich auch eine jäh in ihm aufsteigende Bewegtheit in diese Ueberraschung.

Seinem Kinde tief in die Augen schauend, antwortete er warm: „Es ist mir recht, auch recht, daß du so offen gegen mich bist. Und deine Augen werden froh zu sehen, daß thut mir wohl. Aber wie ist denn das, was du mich da errathen läßt, so rasch gekommen?“

„O Papa!“

Edwine schaute hilflos auf ihren alten Freund, und er redete denn auch rasch statt ihrer weiter.

„Na,“ fing er an, „gar so rasch hat sich ja die Sache nicht gemacht. Es ist ja wohl schon zwei Jahre her, seit Sie sich Größens Aelch verboten.“

Jetzt wollte Mülheim auffahren, aber Edwines Arme schlangen sich noch enger um seinen Hals.

„Papa — o lieber, lieber Papa!“ sagte sie voll bitterer Angst.

Da gab er rasch jeden Widerstand auf, gab ihn gern auf, denn er sehnte sich danach, wieder Freude in seinem Hause zu sehen und — was hätte er denn auch gegen Größens Vorbringen können, da er „Durands“ Lob ja doch schon in allen Tonarten gelungen und „Durand“ schon vor Tagen ein für allemals als lieben Gast für sein Haus requirit hatte?

„Papa!“ mahnte ganz leise Lena den Ueberraschten, und ihre schönen, traurigen Augen baten auch für die Schwester.

Da rief Mülheim schier ungeduldig aus: „Aber Kinder, was wollt ihr denn noch, ich habe ja euch nichts gegen Edwines Glück einzuwenden — sobald dieser Größens wirklich Durand ist!“

Er selber mußte über diesen Schluß seiner Rede lächeln, und so strich er denn lächelnd über Edwines Haar und schob die von der raschen Entscheidung noch halb Betäubte in die Arme ihrer Schwester.

„Haben Sie das eingeleitet?“ wandte er sich an Herrn v. Eiden.

Und dieser, froh über den guten Erfolg seiner Intrigue, gab in humoristischer Weise zu, daß es sein ureigenster Einfall gewesen sei, Größens auf diese Weise zu einem Eindringen in das Haus und Herz seines künftigen Schwiegers zu verhelfen.

Danach blieb der alte Herr den ganzen Abend in dem Hause, in welchem man, wenn der Tag wieder kam, nach einem Todten suchen wollte.

Nach Tisch fuhr der Kommerzienrath mit seinen beiden Töchtern und Erich aus dem großen Parkthor, welches sich am Ende jener Allee uralter Kastanien befand, in welcher Edwine und Größens vor einigen Tagen nach langer Zeit wieder zum ersten Male zusammengetroffen waren. Es war etwas ganz Ungewöhnliches, daß dieses Thore offen stand. Dies pflegte nur wenige Male im Jahre so zu sein, nur wenn das viele Reißig und die vielen Zweige, welche beim Beschneiden der Bäume und Sträucher abgefallen waren, auf großen Wagen fortgebracht wurden, oder wenn Holz- und Kohlenfuhrten kamen, welche durch die Kastanienallee am kürzesten zu den Kellern gelangten, die in einem Hintergebäude lagen.

Gestern nun, da ganz plötzlich wieder der Hauptweg eingetreten, und der ledere Schnee in wenigen Stunden geschmolzen war, hatten der Gärtner und sein Gehilfe jene Bäume und Sträucher, mit denen sie vor dem letzten Schneefall nicht fertig geworden waren, gestutzt, und die Abfälle wurden heute fortgeschafft.

Deshalb hatte man das selten benutzte Thore geöffnet, — und auch des Kommerzienraths Wagen erreichte diesmal durch die Kastanienallee die Straße.

Mülheim hatte seinen Kindern vorgeschlagen, eine Partie nach dem Brühl zu machen und so den schönen sonnigen Tag auszunutzen.

So befanden sich jetzt also nur noch Herr Braun und die Diensteute in der Villa.

Braun und Lisi standen im Garten, woselbst letztere damit beschäftigt war, Wäsche aufzuhängen.

Es war so hell, so warm, als wäre es ein schöner Wittertag. Die Witterung hatte wieder einen starken Wechsel gehabt, nur daß es diesmal ein Wechsel zum Guten war.

Die Sonne war eben dabei, die letzten Schneereste wegzuhauen, und die glänzenden braunen Blattknospen, die an Bäumen und Sträuchern schwolten, ein wenig zu öffnen.

Es war eine freudige Stimmung, in der Natur.

Die beiden jungen Leute aber, die diese Stimmung eigentlich hätten theilen sollen, schauten recht ernst. Lisi sogar recht bestrübt dazum. Ihr Brautigam hatte ihr mitgeteilt, was heute noch hier geschehen sollte.

Wenn ich denke, daß es möglich ist, daß wir all die Tage her vielleicht in der Nähe eines Ermordeten gelebt haben, sagte sie schauernd.

„Närrchen,“ entgegnete Braun, seiner erschredten Braut zärtlich über die Haare streichend, „Närrchen, diese Vorstellung ist mir viel weniger peinlich als die Vorstellung, daß wir, wenn Königs Leiche hier gefunden wird, all die Tage her mit seinem Mörder verkehrt haben.“

„Mit seinem Mörder!“ schrie Lisi entsetzt auf, und ihre Finger furchtsam in Brauns Hand zwingend, forschte sie ängstlich danach, ob er etwa eine Abnung habe, wer denn Königs Mörder sei.

„Ist dir nichts, gar nichts aufgelaufen?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Dah einer, der dich verkehrte, so ziemlich anders war als sonst?“

„Nein! Oder doch? Aber du — das ist ja nicht möglich!“ Sie war ganz blaß geworden.

„Alles ist möglich,“ sagte Braun und schaute sehr ernst dabei aus.

„Denkst du auch an — an Colmar?“ flüsterte sie ihm zu.

Er nickte.

„Aber wenn du einen Verdacht ge-

faßt hast, hättest du da nicht Anzeige machen müssen?“

„Das hätte ich thun müssen, wenn nur ich allein meine Beobachtungen gemacht hätte.“

„Hat ihn ein anderer auch verdächtigt?“

„Herr Durand.“

„Der hat ihn doch früher nicht gekannt — früher meine ich, wie Colmar noch nicht so — so verändert war. Warum hätte denn der auf ihn aufmerksam werden sollen?“

„Er ist's doch geworden. Er hat ihn genau beobachtet, und er ist ein Mann, vom Fach, er ist eigens hierhergekommen, um zu beobachten, das war und ist meine Ueberzeugung, und deshalb habe ich meine Wahrnehmungen für mich behalten.“

(Schluß folgt.)

Oesterreich und Ungarn in New York.

Sowohl die österreichische, als auch die ungarische Kolonie in New York sandten Deputationen nach den österreichisch-ungarischen Kriegsschiffen „St. Georg“ und „Aspern“, als diese dort von der internationalen Flottenschau angelangt waren. Die Dampfbootflotte des Flagggeschiffes, mit einem großen Boot im Tau, holte die Deputationen ab. Dabei fehlte es nicht an heiteren Szenen. Ein Berichterstatter einer englischen Zeitung hatte verstanden, daß die beiden Deputationen zusammen gingen. Das aber durfte einer der ungarischen Herren nicht auf seiner Deputation sitzen lassen. Er betonte nachdrücklich, daß jede der beiden Deputationen, die österreichische und die ungarische, allein und separat käme, daß die eine in der Barkasse, die andere in dem nachgeschleppten Boot führe, und ließ sich auch die Gelegenheit nicht entgehen, dem Journalisten einige Aufklärung über Oesterreich und Ungarn und einige Anweisungen über die Art und Weise zu geben, wie man Zeitungen machen soll. Er schaute aber ein wenig verbüßt drein, als der wohlberwanderte amerikanische Journalist sagte: „Then there is no Ausgleich, and no Paragaph Bierzechn here?“

An Bord des Flagggeschiffes wurden die Deputationen dann aber doch zum großen Leidwesen der Ungarn zusammen empfangen und Admiral Plehoff antwortete in deutscher Sprache auf die kurzen Bewillkommungsadressen, die Dr. Baumfeld im schönsten Wienerisch und B. Biola im schönungsvollsten Ungarisch gehalten hatte, und warf die ganze kaiserliche und königliche Kolonie mit solch bestreidender Liebenswürdigkeit in ein und denselben Topf, daß selbst die Ungarn das Protestiren vergaßen.

Nachdem man dann noch auf dem Schlachtschiffe fabel und munter getastet und dabei viel Champagner getrunken hatte, wurde man auf der Rückfahrt erst recht durcheinander geschüttelt, und niemand wußte mehr, ob mehr Oesterreicher oder mehr Ungarn auf der Barkasse oder auf dem Boote waren.

Es war ein „Ausgleich“ zustande gekommen.

Wenn du eingeladen wirst und nimmst an, so halte Wort und keine Rede.

In San Francisco trifft der Phönix bei seinem Bestreben, sich aus der Asche zu erheben, fortgesetzt auf Schwierigkeiten.

Spaniens Plan, sich eine neue Kriegsschiffe zum Kostenbetrag von 77 Millionen Dollars anzuschaffen, begegnet nur einem einzigen Hindernis: der Schwierigkeit, jene 77 Millionen zu beschaffen.

Aus einem Romane: Natürlich ließ es sich der Mond nicht nehmen, beim ersten Rendezvous unserer Heldin zu leuchten, obwohl er kaltenmäßig nicht dazu verpflichtet war!

„Wie geht es Ihrem Gatten? Ist er noch erkrankt?“ — „Ich fürchte, er wird seine Erhaltung niemals los werden.“ — „Himmel! Steht es so schlimm mit ihm?“ — „Das gerade nicht. Aber der Doktor hat ihm verordnet, recht viel Whiskey dagegen zu gebrauchen.“



Zweiterlei.